

ke von einer ursprünglich gleichen Ausgangslage für alle Menschen entsprach dem Bestreben nach uneingeschränkter Akzeptanz der anderen Lebensart.

Risse hatte das Bild von der psychischen Krankheit namens Homosexualität schon in den fünfziger Jahren bekommen. Der amerikanische Soziologe Alfred Kinsey erfragte erstmals die sexuellen Gewohnheiten seiner Landsleute. Das Resultat war für viele ein Schock: Ein Drittel aller Männer zwischen 16 und 55 Jahren gaben an, zumindest zeitweilig sexuelle Kontakte mit anderen Männern gehabt zu haben. Blieben zwei Möglichkeiten: die Krankheit zur Seuche oder die Kranken für gesund zu erklären.

Waren Schwule gesund? Lesben normal? Erst nachdem Kinsey die Homosexualität aus der Tabuzone gezerrt hatte, wagte es auch eine junge amerikanische Psychologin, diese Fragen zu stellen. Als Evelyn Hooker 1956 ihr Forschungsprogramm begann, so erinnert sie sich, „war es das erste Mal, daß Homosexuelle außerhalb von Klinik oder Gefängnis untersucht wurden“.

Auch Hooker war anfangs davon überzeugt, bei Homosexuellen würden

Sex für den Frieden

Die Rolle der Homosexualität im Tierreich

Kann eine Triebrichtung, die auf Nichtfortpflanzung hinausläuft, erblich sein? Einen Teil dieses Rätsels mag der Genfund des US-Forschers Dean Hamer aufgelöst haben: Die Anlage zur männlichen Homosexualität, behauptet er, wird mit dem Erbgut der Mutter weitergegeben. Das entsprechende Gen kann demnach auch an die Schwestern von Schwulen vererbt werden und pflanzt sich so in die weiteren Generationen fort.

Zu einer besonders plausiblen Strategie im Verdrängungswettbewerb der Evolution wird homosexuelles Verhalten damit trotzdem nicht. Um das scheinbar paradoxe Verhalten zu verstehen, spürte der Göttinger Anthropologe Volker Sommer Beispielen von Homosexualität im Tierreich nach und ver-

breitung von Genen wird so zum Alliierten umgespritzt.

Schon schwieriger ist es, lesbische Möwenpaare zu verstehen, die sich umbalzen, gemeinsam brüten und Junge aufziehen. Nur seltenen Momenten von Untreue mit Möwenmännchen ist es zu danken, daß wenigstens einige ihrer Eier befruchtet werden. Die lesbische Möwenliebe scheint eine Strategie in Notzeiten von Männchenmangel zu sein.

Besonders ausgiebig frönen die Affen der gleichgeschlechtlichen Liebe. Am sexversessensten sind die Bonobos, enge Verwandte der Schimpansen, die im zentralafrikanischen Dschungel das Leben sinnfroher Kommunen führen.

Der niederländische Verhaltensforscher Frans de Waal hat von Ästen herabbaumelnde Bonobomännchen beim „Penisfechten“ und eng umschlungene Weibchen beim „Genitalrubbeln“ oder bei – von lustvollen Quietschlauten begleiteter – Masturbation beobachtet.

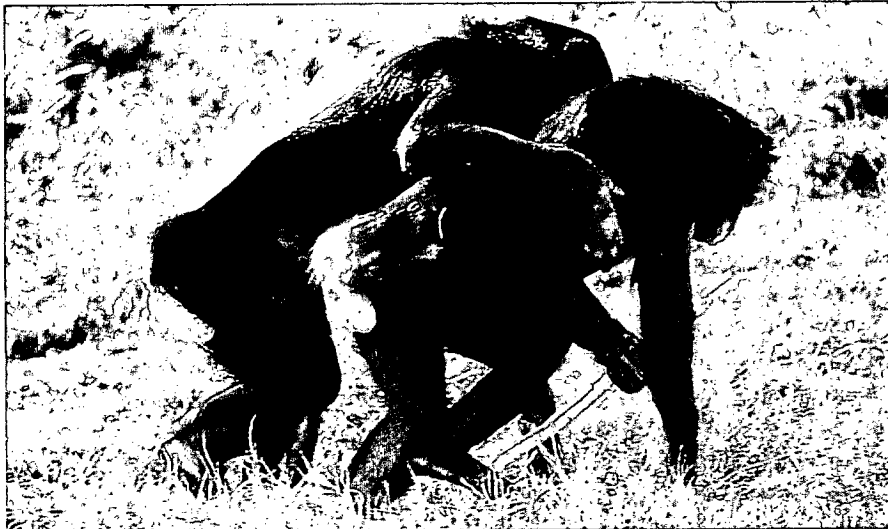
Sex für den Frieden: Auf diese Formel bringt der Affenforscher de Waal den möglichen Nutzen dieser Zügellosigkeit. Sex sei bei den Bonobos eine Art Gruppenkitt, drohenden Konflikten beugen sie oft schon im voraus durch sexuelle Befriedung vor.

Könnte beim Menschen Sex eine ähnliche Funktion haben? „Sex“, so de Waal, „wirkt wie eine gewaltige Energieverschwendung.“ Tag für Tag oder doch Woche für Woche Sex, und das nur, um zwei, drei Kinder im Leben zu machen? Nein, sagt der Forscher, Sex sei auch beim Menschen nicht als bloßes Mittel zur Fortpflanzung zu erklären.

„Möglicherweise“, spekuliert der Kieler Sexualforscher Hartmut Bosinski, „hat auch die Fähigkeit zu homosexuellen Beziehungen eine wichtige soziale Funktion.“

Als eines der Indizien für diese Hypothese wird die Tatsache gewertet, daß bei vielen Völkern homosexuelle Beziehungen für junge Männer ein wichtiger, oft streng ritualisierter Teil der Mannwerdung sind.

Beim Volk der Sambia in Neuguinea etwa muß ein Junge erst genug Sperma geschluckt haben, ehe er zum vollwertigen Krieger wird.



Bonobo-Weibchen beim Liebesspiel: Rubbeln und Fechten

sich tief liegende seelische Störungen finden lassen. Das typische Psycho-Profil schwuler Männer zu beschreiben war ihr Forschungsziel.

Vergebliche Mühe: Weder ihr noch anderen Psychologen gelang es, irgendwelche Kriterien aufzuspüren, nach denen sich Homosexuelle von Heterosexuellen unterscheiden ließen. Die psychische Krankheit Homosexualität löste sich gleichsam unter ihren Fragen auf.

Doch kaum begannen die Psychiater widerstrebend zu akzeptieren, daß die Homosexualität das Stigma einer Krankheit verloren hatte, da meldete eine andere wissenschaftliche Disziplin den Anspruch an, das Rätsel der

suchte dort die Neigung zum eigenen Geschlecht zu erklären.

Bei niederen Tieren fiel das nicht schwer: Der Wurm *Moniliformis dubius* kopuliert mit seinen Geschlechtsgenossen und plombiert dabei deren Genital – Homo-Sex zur Ausschaltung von Nebenbuhlern.

Die Wanze *Xylocaris maculipennis* injiziert ihren Samen in den Samenleiter des gleichgeschlechtlichen Gespielen, auf daß dieser ihn, wenn er das nächstmal ein Weibchen begattet, weitertransportieren möge. Der Konkurrent im Kampf um die